

Dick
Francis
Nerven-
sache

Diogenes



Diogenes Taschent



Dick Francis

Nervensache

Roman

Aus dem Englischen von

Tony Westermayr

Diogenes

Titel der 1965 bei Michael Joseph Ltd., London,
erschienenen Originalausgabe: ›Odds Against‹
Copyright © 1965 by Dick Francis
Die deutsche Übersetzung erschien
erstmalig 1966 unter dem Titel:
›Die Chancen stehen schlecht‹ im
Wilhelm Goldmann Verlag GmbH, München
Umschlagzeichnung von Tomi Ungerer

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 1993
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten
Copyright © 1993
Diogenes Verlag AG Zürich
150/93/36/1
ISBN 3 257 22540 7

Ich war von meinem Job nie besonders begeistert gewesen, bis zu dem Tag, als ich angeschossen wurde und ihn beinahe verlor, zusammen mit meinem Leben. Aber die Kugel, die mir die Gedärme zerfetzte, war in gewisser Weise der erste Schritt auf dem Weg zur Freiheit, obwohl ich es damals nicht ahnte. Die Kugel traf mich, weil ich unvorsichtig war. Die Unvorsichtigkeit entsprang der Langeweile.

Ich kam im Krankenhaus langsam zu mir, in einem Zimmer erster Klasse, wofür ich später gehörig blechen mußte. Noch bevor ich die Augen öffnete, begann ich zu bedauern, daß ich nicht für ganz Abschied von der Welt genommen hatte. Unter meinem Nabel schien ein Feuer zu lodern.

Mit keineswegs gedämpften Stimmen stritt man sich über meinen Kopf hinweg. Ohne sonderliche Begeisterung versuchte ich auszumachen, worum es ging.

»Können Sie ihm nicht etwas geben, daß er schneller wach wird?«

»Nein.«

»Wir können kaum etwas unternehmen, bis er seine Aussage gemacht hat, das sehen Sie doch ein. Seit der Operation sind jetzt sieben Stunden vergangen. Immerhin –«

»Aber dafür lag er vier Stunden auf dem Operationstisch. Wollen Sie ihm den Rest geben?«

»Doktor . . .«

»Tut mir leid, Sie müssen warten.«

Der hält wenigstens zu dir. Sie müssen warten. Wer hat es schon eilig, in die triste Welt zurückzukehren? Warum nicht einen

Monat lang schlafen und erst wieder anfangen, wenn das Feuer erloschen ist?

Ich öffnete widerstrebend die Augen.

Es war Nacht. An der Decke glomm eine Lampe. Stimmt, dachte ich. Jones hatte mich am Morgen auf dem Linoleumbelag im Büro verblutend aufgefunden und war zum Telefon gerannt. Seit der ersten barmherzigen Spritze waren also etwa zwölf Stunden vergangen. Reichte ein Vorsprung von vierundzwanzig Stunden für einen von Panik ergriffenen, ungeschickten kleinen Verbrecher, um das Land zu verlassen und alle Spuren zu verwischen?

Links von mir standen zwei Polizeibeamte, der eine in Uniform, der andere in Zivil. Sie schwitzten, denn im Zimmer war es heiß. Der Arzt stand auf der rechten Seite und machte sich an einem Schlauch zu schaffen, der von einer Flasche zu meiner Armvene führte. Ein paar andere Schläuche sprossen in widerwärtiger Weise aus meinem Bauch, zum Teil durch ein dünnes Laken verdeckt. Tropfinfusion und Drainage, dachte ich ironisch, einfach großartig!

Radnor beobachtete mich vom Bettende aus, ohne an dem Streitgespräch zwischen Heilkunst und Arm des Gesetzes teilzunehmen. Ich hatte nicht gedacht, daß sich der Chef selbst an mein Bett begeben würde, aber es kam wohl auch nicht jeden Tag vor, daß einer seiner Leute in ein derartiges Schlamassel geriet.

»Er ist wieder bei Bewußtsein, und seine Augen sind nicht mehr so glasig. Vielleicht bekommen wir diesmal mehr aus ihm heraus.«

Er schaute auf die Uhr.

Der Arzt beugte sich über mich, prüfte meinen Puls und nickte.

»Also gut, fünf Minuten. Keine Sekunde länger!«

Der Polizeibeamte in Zivil kam Radnor um den Bruchteil einer Sekunde zuvor: »Können Sie uns sagen, wer Sie niedergeschossen hat?«

Das Sprechen fiel mir immer noch erstaunlich schwer, aber es war mir nicht mehr unmöglich wie am Morgen, als sie mich das-

selbe gefragt hatten. Offenbar schien es mir doch besser zu gehen. Trotzdem blieb dem Polizeibeamten Zeit genug, seine Frage zu wiederholen und eine Weile zu warten, bis ich eine Antwort zustande brachte.

»Andrews.«

Der Name bedeutete dem Polizeibeamten nichts, aber Radnor machte ein erstauntes und zugleich enttäushtes Gesicht.

»Thomas Andrews?« fragte er.

»Ja.«

Radnor erteilte dem Polizeibeamten Aufklärung. »Ich habe Ihnen gesagt, daß Halley und sein Kollege eine Falle gestellt hatten, um eine Sache aufzuklären, mit der wir befaßt waren. Sie erhofften sich einen großen Fang, aber es sieht jetzt doch so aus, als sei ihnen nur ein ganz kleiner Fisch ins Netz gegangen. Andrews ist unbedeutend, ein schwächerer junger Mann, der Botendienste leistet. Ich hätte nie gedacht, daß er eine Schusswaffe besitzt, geschweige denn sie gebraucht.«

Ich auch nicht. Er hatte den Revolver ungeschickt aus der Jackettasche gezogen, ihn unsicher auf mich gerichtet und mit beiden Händen abgedrückt. Wenn ich nicht gesehen hätte, daß vom Köder nur Andrews angelockt worden war, wäre ich nicht unachtsam aus der Dunkelheit der Toilette getreten, um ihn eines Einbruchs in die Büroräume des Ermittlungsdienstes Hunt Radnor um ein Uhr nachts in der Cromwell Road zu überführen. Ich war gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß er mich angreifen könnte.

Bis ich begriff, daß er die Waffe im Ernst gebrauchen wollte und nicht nur drohend damit herumfuchtelte, war es viel zu spät. Ich hatte den Lichtschalter noch nicht ganz herumdrehen können, als mich die Kugel traf, meinen Körper schräg durchschlug und wieder austrat. Ich sank auf die Knie und stürzte vornüber zu Boden.

Er lief mit steifen Beinen zur Tür, stieß einen Schrei aus, und

seine Augen waren weit aufgerissen. Er schien über das, was er angerichtet hatte, genauso entsetzt zu sein wie ich selbst.

»Um welche Zeit fiel der Schuß?« fragte der Polizeibeamte förmlich.

»Gegen ein Uhr.«

Der Arzt zog abrupt den Atem ein. Er brauchte es nicht auszusprechen; ich wußte, daß ich nur durch Glück noch am Leben war. Immer schwächer werdend, hatte ich in der kühlen Septembernacht auf dem Boden gelegen und ein Telefon angestarrt, mit dem ich keine Hilfe herbeiholen konnte. Alle Apparate im Büro waren an eine Vermittlung angeschlossen. Das Ganze hätte sich ebensogut auf dem Mond abspielen können, statt auf dem kurzen Weg vom Flur, die Treppe hinunter, bis zur Tür des Empfangsschalters – wobei das Mädchen, das den Klappenschrank bediente, im Bett lag und schlief.

Der Polizeibeamte machte sich Notizen. »Ich kann eine Beschreibung von Thomas Andrews auch von jemand anderem bekommen, damit ich Sie nicht allzusehr strapazieren muß«, sagte er, »aber vielleicht könnten Sie mir sagen, was er anhatte?«

»Schwarze Leinenhose, sehr eng. Olivgrüner Pullover, weites schwarzes Jackett.« Ich machte eine Pause. »Schwarzer Pelzkragen, schwarzweiß-kariertes Innenfutter – abgetragen, schmutzig.« Ich zwang mich, weiterzusprechen. »Er hatte den Revolver in der rechten Jackettasche... Keine Handschuhe... Kann nicht vorbestraft sein.«

»Schuhe?«

»Nicht gesehen... Aber offenbar Gummisohlen.«

»Und sonst?«

Ich überlegte. »Er hatte ein paar Verzierungen am linken Jackettärmel... Ortsnamen, Totenschädel mit gekreuzten Knochen und so...«

»Aha. Na schön, das genügt vorerst.« Er klappte sein Notizbuch zu, lächelte kurz, drehte sich um und ging zur Tür, gefolgt

von seinem uniformierten Begleiter und Radnor, der offenbar Andrews zu beschreiben hatte.

Der Arzt tastete nach meinem Puls und überprüfte der Reihe nach die Schläuche. Sein Gesicht zeigte Zufriedenheit.

»Sie müssen eine Pferdenatur haben«, meinte er lebhaft.

»Nein«, sagte Radnor, der gerade wieder zur Tür hereinkam und die Bemerkung hörte. »Pferde sind eigentlich sehr zarte Geschöpfe. Halley hat die Konstitution eines Jockeys. Er hat früher Hindernisrennen geritten. Sein Körper ist wie ein Stoßdämpfer, das muß er auch sein, wenn man all die Verletzungen und Brüche verdauen will, die er schon erlitten hat.«

»Und die Hand hat er sich auch bei einem Sturz verletzt?«

Radnors Blick streifte mich kurz. Von meiner Hand wurde im Büro nie gesprochen. Keiner erwähnte sie, mit Ausnahme meines Fallensteller-Kollegen Chico Barnes, der bei keinem Menschen ein Blatt vor den Mund nahm.

»Ja«, sagte Radnor knapp. »Das stimmt.« Er wechselte das Thema. »Na, Sid, besuchen Sie mich, wenn es Ihnen besser geht. Lassen Sie sich Zeit.«

Er nickte mir verlegen zu, und er und der Arzt komplimentierten sich nach einem Blick über die Schulter gegenseitig zur Tür hinaus.

Radnor hatte es also nicht eilig, mich wieder aufzunehmen. Ich hätte gelächelt, wenn die Energie dazu vorhanden gewesen wäre.

Als er mir eine Stellung angeboten hatte, vermutete ich, daß mein Schwiegervater irgendwo im Hintergrund seine Beziehungen spielen ließ. Ich war damals in einer gleichgültigen Stimmung gewesen. Nichts spielte mehr eine Rolle für mich.

»Warum nicht?« sagte ich zu Radnor, und er stellte mich als Ermittler in der Abteilung Rennsport an, ohne meinen gänzlichen Mangel an Erfahrung zu berücksichtigen. Den anderen erzählte

er, daß ich als Berater dienen würde, weil ich die Branche in- und auswendig konnte. Insgesamt hatten sie es recht vernünftig aufgenommen. Vielleicht begriffen sie wie ich selbst, daß meine Anstellung vom Mitleid diktiert war. Vielleicht dachten sie auch, ich sollte eigentlich zu stolz sein, diese Art von Mitleid zu akzeptieren. Ich war es nicht. Es war mir so oder so egal.

Radnors Ermittlungsdienst bestand noch aus den Abteilungen Vermißte, Bewachung und Scheidung, dazu kam ein Arbeitsgebiet mit dem Titel Bona Fides, das beinahe so groß war wie alle anderen zusammengenommen. Der Großteil der Arbeit bestand aus Routineermittlungen, die manchmal zu Zivilverfahren oder Scheidungsprozessen führten. Meistens aber wurde lediglich ein vertraulicher Bericht an den Kunden geschickt. Strafsachen wurden zwar angenommen, kamen aber selten vor. Die Geschichte mit Andrews war die erste seit drei Monaten.

Die Abteilung Rennsport war Radnors Lieblingskind. Sie hatte noch nicht existiert, als er nach dem Krieg die Agentur gekauft und aus einem kleinen Büro zu einem im ganzen Land bekannten Unternehmen gemacht hatte. Auf den Briefköpfen stand ›Schnelligkeit, Resultate, absolute Vertraulichkeit‹. Radnor hielt seine Versprechen. Eine aus frühester Jugend datierende Begeisterung für den Pferderennsport, dazu sechsmaliger Start bei Jagdrennen hatten ihn nicht so sehr dazu gebracht, sich dem Jockeyclub und dem Nationalen Rennsportkomitee aufzudrängen, als vielmehr die Möglichkeit, durchblicken lassen zu können, daß ihnen sein Unternehmen zur Verfügung stand. Der Jockeyclub und das Rennsportkomitee steckten die Zehen ins Wasser, fanden es vorteilhaft und stürzten sich hinein. Die Abteilung Rennsport blühte auf. Nach einiger Zeit überwogen private Aufträge – vor allem, als Radnor Bewacher für wertvolle Pferde zu stellen begann.

Als ich in die Firma eintrat, hatte die Abteilung Rennsport schon solchen Erfolg, daß sie sich von dem großen Büro in den nächsten Raum ausgebreitet hatte. Gegen eine erträgliche Gebühr

konnte ein Trainer Wesen und Vergangenheit eines künftigen Pferdebesitzers, ein Buchmacher seinen Kunden, ein Kunde seinen Buchmacher, jeder jeden überprüfen. Der Ausdruck ›Anerkannt von Radnor‹ war in den Jargon übergegangen: Echt, hieß das – vertrauenswürdig. Ich hatte sogar einmal gehört, daß man das Prädikat auf ein Pferd anwandte. Einen Auftrag bekam ich jedoch nie. Diese Arbeit wurde von einer Gruppe unauffälliger, älterer, pensionierter Polizeibeamter geleistet, die mit dem geringsten Aufwand an Zeit die besten Resultate erzielten. Man hatte mich nie ausgeschickt, eine ganze Nacht vor der Stallbox eines Favoriten zu sitzen, obwohl ich das bereitwillig getan hätte. Ich war nie einer Rennbahn-Patrouille zugeteilt worden. Wenn die Rennleitung um die Entsendung von Leuten bat, die unerwünschte Elemente bei Rennveranstaltungen bewachen sollten, kam ich nicht in Frage. Wenn jemand auf Taschendiebe im Tattersall angesetzt wurde, war ich es nicht. Radnors Ausreden für das Ausbleiben von Aufträgen waren erstens, daß man mich in der Rennsportwelt zu gut kannte, als daß ich unauffällig hätte arbeiten können; und zweitens, daß er nicht der Mann wäre, einem ehemaligen Championjockey Aufgaben zu übertragen, die ihn sein Gesicht verlieren ließen, selbst wenn mir das nichts auszumachen schien.

Das Ergebnis war, daß ich fast die ganze Zeit damit zubrachte, im Büro die Berichte anderer Leute zu lesen. Wenn mich jemand um Rat anging, erteilte ich ihn. Wenn mich jemand fragte, was ich unter gewissen Umständen tun würde, sagte ich meine Meinung. Ich lernte alle Außendienstangestellten kennen – eigentlich mußte man sie ja alle als Privatdetektive einstufen – und unterhielt mich mit ihnen, wenn sie das Büro aufsuchten. Zeit dazu hatte ich immer. Wenn ich mir einen Tag frei nahm und ein Rennen besuchte, beschwerte sich niemand. Manchmal fragte ich mich, ob es überhaupt auffiel.

Von Zeit zu Zeit erklärte ich Radnor, er bräuchte mich nicht zu

behalten, da ich ja offensichtlich mein Gehalt nicht verdiente. Er erwiderte jedesmal, er wäre mit der Abmachung zufrieden, wenn ich nichts einzuwenden hätte. Ich gewann den Eindruck, daß er auf etwas wartete, wußte aber nicht, worauf. An dem Tag, als mich Andrews Kugel erwischte, war ich auf diese Art genau zwei Jahre bei Radnor »tätig« gewesen.

Eine Schwester kam ins Zimmer, um die Schläuche nachzusehen und meinen Blutdruck zu messen. Sie lächelte, sagte aber nichts. Ich wartete darauf, daß sie sagen würde, meine Frau wäre draußen und fragte besorgt nach mir.

Sie sagte es nicht. Meine Frau war nicht gekommen und würde nicht kommen. Wenn ich sie nicht halten können, solange ich richtig am Leben gewesen war, warum sollte mein Beinahe-Tod sie herbeischaffen... Jenny... Meine Frau... Immer noch meine Frau, trotz dreijähriger Trennung... Bedauern war es wohl, was uns beide vor dem endgültigen Schritt einer Scheidung zurückhielt... Wir hatten Leidenschaft, Freude, Meinungsverschiedenheiten, Zorn und schließlich die Explosion erlebt. Nur das Bedauern blieb. Es war nicht stark genug, sie ins Krankenhaus zu bringen. Sie hatte mich schon so oft im Krankenhaus gesehen. Es war nicht mehr dramatisch, nicht mehr wirkungsvoll, wenn ich auf einem Krankenbett lag – selbst mit Schläuchen nicht. Sie würde nicht kommen, nicht telefonieren, nicht schreiben. Es war dumm von mir, es zu wünschen.

Die Zeit verging langsam, und ich hatte keinen Spaß dabei. Endlich wurden eines Tages die Schläuche bis auf den im Arm entfernt, und mein Körper begann zu heilen. Die Polizei fand Andrews nicht, Jenny blieb aus, Radnors Schreibdamen schickten mir eine Genesungskarte und das Krankenhaus eine Rechnung.

Eines Abends schlenderte Chico ins Zimmer, die Hände in

den Hosentaschen, das übliche höhnische Grinsen im Gesicht. Er betrachtete mich gemächlich von oben bis unten, das Grinsen schien sich zu verstärken.

»Mit Ihnen möchte ich nicht tauschen«, sagte er.

»Sie können mich mal!«

Er lachte. Was Wunder, ich war für ihn eingesprungen, weil er mit einem Mädchen verabredet gewesen war, und Andrews Kugel hätte ihm Schmerzen verursachen sollen, nicht mir.

»Andrews«, sagte er nachdenklich. »Wer hätte das gedacht? Der kleine Knilch! Trotzdem, wenn Sie getan hätten, was ich gesagt habe – in der Toilette geblieben wären und sein Foto mit der Infrarotkamera aufgenommen hätten –, wäre er später ganz schlicht hopp gegangen, und Sie könnten im Büro herumhocken, statt hier langsam zu zerlaufen.«

»Sie brauchen mir das nicht noch unter die Nase zu reiben«, erwiderte ich. »Was hätten Sie gemacht?«

Er grinste. »Wahrscheinlich dasselbe wie Sie. Ich hätte gedacht, daß ein paar Ohrfeigen genügten, um aus dem Kerl herauszubringen, wer ihn geschickt hat.«

»Und das wissen wir jetzt nicht.«

»Nein.« Er seufzte. »Der Alte ist natürlich nicht maßlos begeistert. Er wußte zwar, daß ich das Büro als Falle benutzte, aber er glaubte nicht, daß es klappen würde. Jetzt ist er natürlich sauer. Er versucht, das Ganze zu vertuschen. Sie hätten auch eine Bombe schicken können, meint er. Und Andrews hat natürlich ein Fenster eingeschlagen, das ich wahrscheinlich bezahlen muß. Natürlich kommt der Trottel mit einem Schloß nicht zurecht.«

»Das Fenster bezahle ich«, sagte ich.

»Ja«, meinte er grinsend. »Ich habe mir schon gedacht, daß Sie's tun, wenn ich's Ihnen sage.«

Er wanderte im Zimmer herum und sah sich alles an. Es gab nicht viel zu sehen.

»Was ist in der Flasche, aus der es in die Vene tropft?«

»Irgendeine Nahrung, soviel ich weiß. Zu essen bekomme ich jedenfalls nie etwas.«

»Wahrscheinlich haben sie Angst, daß Sie platzen.«

»Mag sein.«

»Nicht mal einen Fernseher! Wäre doch ein Vergnügen, zur Abwechslung mal zuzuschauen, wenn andere abgeknallt werden.«

Er studierte die Fieberkurve.

»Neununddreißig vier hatten Sie heute früh, wissen Sie das? Glauben Sie, daß Sie abkratzen?«

»Nein.«

»Muß aber knapp gewesen sein, was man so hört. Jones sagte, Sie hätten geblutet wie ein abgestochenes Kalb.«

Mit Jones' Art von Humor konnte ich nicht viel anfangen.

»Kommen Sie zurück?« fragte Chico.

»Vielleicht.«

Er knüpfte Knoten in die Zugschnur der Jalousie. Ich beobachtete ihn. Ein hagerer Bursche mit so viel Energie ausgestattet, daß es ihm schwerfiel, sich ruhig zu halten. Er hatte zwei Nächte lang erfolglos in der Toilette gewartet, bevor ich an seine Stelle getreten war, und ich wußte, daß er diese Untätigkeit nicht hätte ertragen können, wenn er nicht so an seinem Beruf gehangen hätte. Er war der Jüngste in Radnors Team, ungefähr vierundzwanzig, wie ich glaubte. Als Kind war er auf den Stufen eines Polizeireviers ausgesetzt worden, so daß niemand genau Bescheid wußte.

Wenn die Polizei nicht so gut zu ihm gewesen wäre, sagte Chico manchmal, hätte er wahrscheinlich die späteren Gelegenheiten benutzt und die Verbrecherlaufbahn eingeschlagen. Die Mindestgröße für den Polizeidienst erreichte er nie. Seine Arbeit bei Radnor war Ersatz dafür. Er war tüchtig. Er vermochte zwei und zwei behende zu addieren, und niemand reagierte schneller als er. Judo und Ringen waren seine Steckenpferde, und neben den üblichen Griffen und Überwürfen hatte er ein paar erstaunlich schmutzige

Tricks gelernt. Seine kleine Statur war in keiner Weise ein Nachteil bei seiner Arbeit.

»Wie kommen Sie mit dem Fall voran?« fragte ich.

»Mit was für einem Fall? Ach, der . . . Seit Sie angeschossen worden sind, ist es ruhig geworden. Brinton hat seither weder Drohbriefe noch Telefonate bekommen. Die Leute, die hinter der Sache stecken, scheinen etwas gerochen zu haben. Jedenfalls fühlt er sich plötzlich sicherer und meckert bei dem Alten über die Kosten. Noch ein, zwei Tage, dann wird ihm nachts keiner mehr das Händchen halten. Außerdem bin ich abgelöst worden. Ich fliege morgen nach Irland, zusammen mit einem sündteuren Hengst.«

Als Begleitperson war ich nie eingesetzt worden. Chico hatte eine Vorliebe für diese Aufträge und war oft unterwegs. Seit er einmal einen Neunzig-Kilo-Mann über eine zwei Meter hohe Mauer geworfen hatte, war er sehr begehrt.

»Sie sollten zurückkommen«, sagte er plötzlich.

»Warum?« Ich war überrascht.

»Ich weiß nicht«, sagte er grinsend. »Eigentlich komisch, wenn einer bloß herumhockt, aber man scheint sich an Sie gewöhnt zu haben. Sie werden vermißt, Kleiner, da staunen Sie.«

»Sie machen Witze.«

»Ja . . .« Er löste die Knoten in der Zugschnur auf, zuckte die Achseln und steckte die Hände in die Hosentaschen. »Meine Güte, da wird einem ja schlecht. Es riecht nach warmem Karbol, scheußlich. Wie lange wollen Sie hier eigentlich noch rumliegen?«

»Tage«, sagte ich gelassen. »Guten Flug!«

»Bis dann!« Er nickte und ging erleichtert zur Tür. »Wollen Sie irgend etwas, ich meine Bücher?«

»Nichts, danke.«

»Nichts . . . Typisch Sid. Sie wollen nichts.«

Er grinste und verschwand. Ich wollte nichts. Typisch. Mein Problem. Ich hatte besessen, was mir am liebsten gewesen war und es unwiederbringlich verloren. Ich hatte keinen Ersatz dafür

gefunden. Ich starrte an die Decke und wartete darauf, daß die Zeit verging. Ich wollte nichts, als wieder auf die Beine kommen und das Gefühl loswerden, einen Zentner grüne Äpfel verschluckt zu haben.

Drei Wochen nach der Schießerei besuchte mich mein Schwiegervater. Er kam am späten Nachmittag und brachte ein kleines Päckchen mit, das er kommentarlos auf den Nachttisch legte.

»Na, Sid, wie geht's?«

Er ließ sich in einem Sessel nieder, schlug die Beine übereinander und zündete sich eine Zigarre an.

»Kuriert, mehr oder weniger. Ich kann bald raus, gut, gut.«

»Und deine Pläne?«

»Ich habe keine.«

»Du kannst nicht ohne Rekonvaleszenz ins Büro zurück«, meinte er.

»Wahrscheinlich.«

»Irgendwo in der Sonne zu liegen, wäre dir wohl am angenehmsten«, sagte er, die Zigarre betrachtend, »es wäre mir lieb, wenn du ein paar Tage zu mir nach Aynsford kommen würdest.«

Ich schwieg eine Weile. »Ist...?« begann ich und verstummte wieder.

»Nein«, sagte er. »Sie wird nicht da sein, sie ist nach Athen gefahren, zu Jill und Tony. Ich habe sie gestern weggebracht, beste Grüße.«

»Danke«, sagte ich trocken.

Wie gewöhnlich wußte ich nicht, ob ich traurig oder fröhlich sein sollte, daß ich meine Frau nicht treffen würde.

»Du kommst also? Mrs. Cross wird sich um dich kümmern.«

»Ja, Charles, danke. Ein paar Tage auf jeden Fall.«

Er klemmte die Zigarre zwischen die Zähne, kniff die Augen zusammen und zog sein Notizbuch heraus.